Der Hausfreund.

Eine Zeitschrift für Gemeinde und Haus.
Organ der Baptistengemeinden in Polen.

Schriftleiter: B. Götze, Lodz, Wegnerstraße Nr. 1.

Der „Hausfreund" erscheint dreimal im Monat, ist zu beziehen von Prediger B. Götze, Lodz, Wegnerstr. Nr. 1 und kostet pro Jahr: für **Polen** Mk. 38.—, für **Deutschland** Mk. 15.— und für **Amerika** Doll. 1.

Geldsendungen sind zu richten: **aus Polen** an B. Götze, Lodz, Wegnerstr. Nr. 1, **aus dem europäischen Ausland** an Rich. Bräuer, Berlin-Baumschulenweg, Baumschulenstr. 34, **in Amerika** an Rev. G. Freygang, Bentley, N. Dak.

Alle Zuschriften, den Inhalt betreffend, sind an den Schriftleiter zu richten.

Nr. 22. | **1. Oktober 1920.** | **26. Jahrgang.**

Was bleibt?

Ich sah ein Schiff, das auf dem Meere fuhr,
Dem Blick entschwand's. Wo bleibt von ihm [die Spur?
Die Rose sah ich blüh'n und grün das Laub.
Wo sind sie hin? Als Staub ruh'n sie bei [Staub.
Ich sah ein Haus: voll Lachens war's am Tag,
Der Abend kam und Weinen folgte nach.
Ich sah die Braut, den Myrtenkranz im Haar.
Im Sarg ruht, die geträumt vom Traualtar.
Ich sah den Forscher, dem man Ehr und Preis
Als Mann gezollt, als kindisch schwachen Greis.
Da sprach ich zu mir selbst: Nichts hat Bestand,
Als was in Gott lebt, weil es Gott verwandt.

Julius Sturm.

Vorbereitung für das Gebet im Verborgenen.

Darüber schreibt John Mott: Das Gebet im Verborgenen ist unsre wichtigste Arbeit und doch machen wir uns in der Regel dafür am wenigsten einen Plan. Wenn wir eine Versammlung leiten, oder einen Vortrag halten sollen, bereiten wir uns stundenlang darauf vor. Vor einiger Zeit gewährte mir ein Millionär zehn Minuten von seiner Zeit für ein Gespräch. Ich bereitete mich mehrere Stunden auf das Gespräch vor, um die Gelegenheit möglichst auszunützen. Nachher kam mir der demütigende Gedanke, daß ich mich in der Regel auf ein Zusammensein mit Gott nicht mit gleichem Ernst und gleicher Gründlichkeit vorbereitete. Es ist merkwürdig, daß Anhänger gewisser andrer Religionen so viel Zeit brauchen, um sich auf ihre Gebete vorzubereiten. Der mohammedanische Koch, den ich auf meiner Reise durch Palästina hatte, muß wöchentlich mehrere Stunden für die bloße leibliche Vorbereitung auf seine fünf täglichen Gebete gebraucht haben. In diesem Zusammenhang ist die Warnung des „Predigers" sehr eindrücklich: „Sei nicht schnell mit deinem Munde, und laß dein Herz nicht eilen, etwas zu reden vor Gott; denn Gott ist im Himmel, und du auf Erden; darum laß deiner Worte wenig sein." (Kap. 5, 1.) Unsere Gebete werden von Gott nicht nach ihrer Ausdehnung, sondern nach ihrem Inhalt beurteilt. Wenn wir eine Stunde Zeit fürs Gebet haben, wäre es denn nicht besser, den größten Teil auf die Vorbereitung zu verwenden? Chalmers pflegte jeden Monat einen Tag mit Gott in Betrachtung, Selbstprüfung, Bibelstudium und Gebet zuzubringen. Am Anfang jedes dieser Tage nahm er sich reichlich Zeit, einen Plan für die beste Ausnützung des Tages zu machen und sich vorzubereiten. Wie sollen wir uns auf's Gebet im Verborgenen vorbereiten? Hier ein paar Winke:

1. Nimm dir reichlich Zeit zur Selbstprüfung und Betrachtung. Es ist immer gut, wenn

wir vor dem Gebet einen Augenblick innehalten und uns allerlei Fragen vorlegen. Z. B.: Zu wem gehe ich? Was ist mein Zweck? Was ist mein Beweggrund? In welchem Geist gehe ich? Mit welcher Zuversicht?

2. Es ist eine große Förderung für das Gebet im Verborgenen, wenn man studiert, was in der Bibel über's Gebet kommt. Die Bibel ist das einzige Lehrbuch des Gebets, das unbedingtes Ansehen verdient. Sie allein lehrt uns Gott und Christus und den heiligen Geist kennen. Sie allein zeigt uns selbst, die andern und die Welt von Gottes Standpunkt aus. Das Bibelstudium gibt dem Gebet Wesen, Wirklichkeit, Leben und Kraft.

Ohne erbauliches Bibelstudium ist kein wahrer Umgang mit Gott möglich; denn ich brauche den Gedanken nicht zu wiederholen, daß das innerliche Gebet kein Selbstgespräch, sondern ein Zwiegespräch ist. Erfahrungen und Zeugnisse beweisen, daß die Menschen, die das erbauliche Bibelstudium vernachlässigen, in ihrem Gebetsleben schwach werden. Ja, das Bibelstudium allein offenbart uns, was alles wir durch's Gebet erreichen können.

3. Aber die allergrößte Hilfe beim Gebet erhalten wir durch die großen Gebetshelfer: Jesus Christus und den heiligen Geist. In ihnen und durch sie allein finden wir die wahre Vorbereitung für ein unwiderstehliches Gebetsleben. Wir sollen immer in Christi Gebetsschule bleiben, sollten ihn uns lehren lassen durch sein Vorbild, durch seine Gebete, durch seine Gebetsvorschriften, -gebote und -verheißungen. Und wir sollten immer aufrichtig und gläubig anerkennen, daß wir nicht wissen, was wir beten sollen, wie sich's gebührt, sondern der Geist selbst vertritt uns auf's beste mit unaussprechlichem Seufzen. Der aber die Herzen forschet, der weiß, was des Geistes Sinn sei; denn er vertritt die Heiligen nach dem, das Gott gefällt." (Röm. 8, 26. 27.)

Gute Erklärungen.

Folgende Erklärungen werden oft von Dwight L. Moody zitiert:

Rechtfertigung: Änderung des Standes, eine neue Stellung zu Gott.

Reue: Änderung der Gesinnung, ein neuer Geist in Beziehung zu Gott.

Wiedergeburt: Änderung des Wesens, ein neues Herz von Gott.

Bekehrung: Änderung der Lebensweise' neues Leben für Gott.

Kindschaft: Änderung der Familienbeziehungen, neue Verwandtschaft mit Gott.

Heiligung: Änderung im Dienst, Selbstaufgabe an Gott.

Verherrlichung: Wechsel des Standpunktes, neues Verhältnis zu Gott.

Gottvertrauen.

Daß Gott die Seinen, die auf Ihn vertrauen, nicht verläßt, durfte ich unlängst wieder recht deutlich erfahren.

Ein lieber Bruder schickte mir etwas Geld zur Verteilung an Arme. Kaum hatte ich das Geld vom Postboten in Empfang genommen, als mich eine alte Schwester meiner Gemeinde besuchte, die seit vielen Jahren Witwe ist. Ihren Lebensunterhalt kann sie sich nicht mehr verdienen, weil sie alt und krank ist, dazu hat sie 2 Waisen ihrer verstorbenen Schwester bei sich. Als sie ihre Angelegenheiten erledigt hatte und sich zum Gehen anschickte, fühlte ich in mir den Drang, ihr von dem erhaltenen Gelde 200 M. zu geben. Ich überlegte in meinem Innern, ob nicht vielleicht auch 100 M. genug wäre, doch die innere Weisung bestand auf 200 M., die ich ihr dann auch ohne Zögern gab. Erstaunt fragte die Schwester „was ist das für Geld?" Ich erklärte ihr dann, daß mir jemand etwas Geld für Arme zur Verfügung gestellt habe, und da ich weiß, daß sie auch bedürftig sei, teile ich ihr davon etwas mit. Die Schwester nahm darauf das Geld dankbar an und ich sah in ihren Augen Tränen aufsteigen, die mich etwas Besonderes vermuten ließen. Nachdem sie sich beruhigt hatte, erzählte sie mir folgendes: „Vor einer Woche ging ich aus, um mehrere Einkäufe zu besorgen. Ich steckte mein Portemonnaie mit den letzten 82 M. in die Tasche und begab mich zunächst zur Milchverteilungsstelle, um meine Milch abzuholen. Da sich aber bereits viele Menschen angesammelt hatten, mußte ich lange warten. Ermüdet vom langen Stehen zog ich die Hand aus der Tasche und stützte mich für einige Augenblicke gegen die Wand. Als ich die Hand wieder in die Tasche steckte, gewahrte ich zu meinem größten Schrecken, daß mir mein Geld gestohlen sei. All mein Fragen, Suchen und Weinen war vergebens, der Dieb war jedenfalls schon damit verschwunden. Es blieb mir weiter nichts übrig,

als mich zufrieden zu geben. Während mich manche der Anwesenden bemitleideten, andre auch verlachten, tröstete ich mich damit, daß es mir Gott auf andre Weise doppelt zurückgeben kann. Dies hörte der ungläubige Kaufmann und spottete über mein Gottvertrauen in gemeiner Weise. Es betrübte mich das sehr und ich verließ stillschweigend, doch innerlich zum Herrn seufzend, den Laden, um mit lehrem Gefäß und schwerem Herzen nach Hause zurückzukehren. Und nun darf ich es erfahren, daß mich der liebe Herr in meinem Gottvertrauen nicht verlassen hat. Er hat mir noch mehr, als das Doppelte, zurückgegeben. Nun gehe ich aber gleich zu jenem ungläubigen Kaufmann und will ihm die 200 Mark zeigen, die mir mein Gott ohne mein Hinzutun bescheert hat, damit er sich seines Unglaubens und Spottes schäme und sich überzeuge, daß Gott die Seinen nicht verläßt."

Während die Schwester mir das erzählte, kamen auch mir die Tränen in die Augen und ich freute mich mit ihr über das herrliche Vorrecht, das wir haben, Gott vertrauen zu dürfen. Ich munterte sie auf und wünschte ihr Gottes Segen zu ihrem Vorhaben, worauf sie sich verabschiedete. Als sie gegangen war und ich mich in meinem Studierzimmer wieder alleine befand, mußte ich mir im Stillen gestehen, daß diese einfache Witwe mich mit ihrem Gottvertrauen tief beschämt hatte und meinem Herzen entrang sich der Seufzer: Herr, wirke Du in mir ein völliges Vertrauen Dir gegenüber in allen Dingen.

Ja, Gottvertrauen ist es, was wir in dieser ernsten und schweren Zeit besonders nötig haben. Manche Last würde dann leichter, mancher Kummer verscheucht, manche unruhige Nacht verhindert, manche bittere Träne getrocknet, mancher lange Zweifel überwunden und manche Unredlichkeit vermieden. Darum werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. Ebr. 10. 35.

A. Knoff.

„Ich habe nichts zu geben!"

So sprach ein Glied einer Gemeinde, als es angesprochen wurde um eine Gabe für die Reichsgottessache.

„Ich habe nichts zu geben!" Und doch bekannte er, ein Jünger Jesu zu sein und sich ihm ganz geweiht zu haben.

„Ich habe nichts zu geben!" Und doch redete er von Liebe zu seinem Heiland und von der seligen Hoffnung, die er durch ihn erlangt habe.

„Ich habe nichts zu geben!" Und doch betete er für des Herrn Werk und, daß der Herr das Evangelium in alle Welt senden möge.

„Ich habe nichts zu geben!" Und doch kleidet er sich schön, wohnt in einem bequemen Haus, setzt sich an einem reichbeladenen Tisch und verdient einen regelmäßigen Lohn.

„Ich habe nichts zu geben!" Und doch genießt er Dinge, ohne welche er ganz gut leben könnte.

„Ich habe nichts zu geben!" Und doch befiehlt es sein Heiland und Meister, er achtet aber seines Herrn Befehle nicht.

„Ich habe nichts zu geben!" Obwohl die Gemeinde und die Gemeinschaft um vermehrte Beiträge bittet zu Betreibung des vom Herrn ihr anvertrauten Werkes.

„Ich habe nichts zu geben!" Und doch gibt ihm Gott beständig Gesundheit und viele andere Segnungen. Soll Gott ihm antworten: „Ich habe nichts zu geben?"

„Ich habe nichts zu geben!" Und doch sollte er wissen, daß er einst vor seinem Herrn Rechenschaft geben muß von seiner Haushalterschaft.

„Ich habe nichts zu geben!" Möge unter den Lesern dieser Zeilen niemand sein, der so spricht. Im Gegenteil, möge jeder Leser sprechen: „Wie viel kann ich geben?"

„Ich will so viel geben als ich kann!"

(Sendbote).

Erlebnisse in der russischen Verbannung.

Von L. Horn.

(1. Forts.)

In Warschau trafen wir noch einen großen Transport anderer Leidensgenossen und man brachte uns alle in einer großen Baracke unter, wo es an Parasiten unter den Menschen und an Ungeziefer nicht fehlte. Bald machten diese sich recht fühlbar: erstere, um unsere Rucksäcke zu untersuchen, letztere, um unser Blut zu saugen. Doch nicht lange waren wir dieser Plage ausgesetzt. Am nächsten Tage ging es unter starker militärischer Deckung dem Bahnhof zu, wo man die stattliche Zahl „der Gefangenen", denn Kriegsgefangene Deutsche bekam man damals in Rußland noch selten zu sehen, in Viehwagen unterbrachte und den Zug in Bewegung nach den Schneefeldern Rußlands setzte.

Je 30 Mann kamen in einen Wagen, die der Obhut zweier Soldaten anvertraut wurden. Diese nahmen in der Tür Aufstellung und sorgten dafür, daß keiner der „Spione" entweichen konnte. Die übrigen suchten jeder sein Plätzchen auf und machten es sich so bequem, wie nur irgend möglich in einem Viehwagen und hielten Umschau unter den Reisegefährten, einen Gesinnungsgenossen zu finden oder neue Bekanntschaft zu machen. Dieses gelang auch bald. Waren sich die meisten früher fremd gewesen oder teilnahmlos aneinander vorübergegangen, nun waren die Herzen weich und einander zugetan. Alle Unterschiede von Stand, Bildung, Religion hörte auf; das gleiche Schicksal hatte sie alle getroffen, sie bildeten nun eine Familie der Geächteten, und Landesverwiesener. Kein Wunder, daß sich bald Fühlung unter den Reisenden herstellte, trotzdem alle Altersstufen, von 15 jährigen Knaben bis zum 80 jährigen Greise, vertreten waren.

In unseren Wagen waren mehrere Brüder eingestiegen, und hatten wir Gelegenheit, Worte der Aufmunterung und des Trostes an die Mitreisenden zu richten und sie auf den allmächtigen Gott hinzuweisen, der es wohl zugelassen, daß uns solche Schmach angetan wurde, der aber Mittel und Wege hat, uns in der Ferne zu erhalten und uns wieder mit Ehren heimzuführen.

Manches schöne Lied wurde gesungen und mit Andacht von den Reisenden angehört. So verging uns die Zeit recht schnell und fanden Zerstreuung auf der langen Fahrt. Der Groll und der trübe Mißmut mußten weichen, und neue Hoffnung belebte unsre Herzen, daß über kurz oder lang doch die Sonne uns wieder auf heimatlichen Fluren begrüßen wird.

Auf verschiedenen Wegen kamen wir nach Smolensk, dem Endziel unserer Reise, denn so lautete der Befehl der Behörden in W. Unser Transportführer, ein Unteroffizier, machte sich alsbald auf den Weg, zu erfahren, wohin er uns abzustellen hätte. Wir warteten stundenlang auf Bescheid, doch immer sagte man uns, es sei noch nicht entschieden, wo man uns unterbringen würde. Endlich gegen Mitternacht kam der Bote zurück, es hieß nun: aussteigen! es geht zur Stadt! Doch bald sahen wir wo man uns unser Quartier angewiesen hatte. Es war das große „Regierungshotel" mit vergitterten kleinen Fenstern und festen Türen, um deren Errichtung man im Lande des Zaren mehr Sorge getragen hatte, als um die Eröffnung von Schulen und anderen wohltätigen Anstalten.

Es ging durch mehrere Tore hindurch. Im innern Hofe mußten wir in Reih und Glied Aufstellung nehmen und nun wurden die „Spione" gezählt und beim Namen aufgerufen, um festzustellen, ob doch nicht jemand entlaufen wäre. Nachdem wieder je 30 Mann abgezählt worden waren, marschierten wir in Begleitung eines Gefängniswärters die Treppe hinauf in das mehrstöckige, massive Gefängnis hinein, wo wir in Zellen, die in Friedenszeiten für 14 Mann bestimmt waren, Unterkunft und Herberge fanden.

Wir, die wir uns schon unterwegs näher getreten waren und mit einander Fühlung gewonnen hatten, hielten zusammen und hatten das Glück, in eine verhältnismäßig gute Zelle hineinzukommen. Vor allem war sie trocken und warm, so daß wir noch gut lüften konnten und nicht an Luftmangel leiden brauchten. — Nicht so gut hatten es andere getroffen. Manche unserer Brüder kamen in einen größeren Raum hinein, wo schon andere Gefangene untergebracht waren und hatten Mühe, nicht nur gegen das Ungeziefer, sondern auch gegen die Parasiten in Menschengestalt zu kämpfen.

Es war schon längst nach Mitternacht, als wir dort angekommen und untergebracht worden waren und suchten schnellstens unser Lager auf, das in Gestalt von Pritschen, in grob zusammengenagelten Brettern, bestand. Auf je 6 Brettern hatten 4 Mann zu schlafen. Wir konnten uns daher nicht breit hinlegen, sondern mußten abwechselnd auf der hohen Kante, bald rechts, bald links, liegen. Doch die Reisestrapazen und die Schlaflosigkeit der vorhergehenden Nächte trugen dazu bei, daß wir bald den Schlaf des Gerechten schliefen. Wir hatten aber noch nicht lange geschlafen, da ertönte eine schrille Pfeife den Korridor entlang. Ein Rufen, ein Stampfen ließ sich hören. Wir erwachten alle und hoben die Häupter auf, zu erfahren, was los sei, glaubten schon, es wäre Feuer ausgebrochen. Bald aber kamen wir dahinter — das Signal zum Aufstehen ward gegeben.

Es war 4 Uhr morgens. Uns wurde dann mitgeteilt, wir hätten das Lager zu verlassen, die Zelle aufzuräumen, uns selbst in Ordnung zu bringen, denn es werde die Kontrolle die Zellen passieren. Bald öffnete sich das sichere Schloß, der feste Riegel wurde zurückgeschoben,

und die Gefängnisinspektion trat ein, mußterte uns und zählte uns je 2 Mann durch, und so wurde das ganze Haus durchkontroliert, ob doch nicht jemand unsichtbar verschwunden wäre, trotzdem jede Tür festen, starken Verschluß hatte und drinnen und draußen noch Wachposten standen. Dieses geschah jeden Tag zweimal: morgens und abends.

Nach der Kontrolle durften wir uns nicht mehr hinlegen. Es wurde „Kipjatok", gekochtes Wasser, hereingebracht, und wir konnten uns unsern Tee zubereiten. Ein jeder hatte von zu Hause noch einen kleinen Vorrat von Lebensmitteln und stärkten uns so gut es ging und jeder wußte und konnte. Wenn der Vorrat ausgegangen war, der konnte sich beim Aufseher seinen Bedarf an Brot und Zubrot für gutes Entgeld ersetzen. Wir waren nur administrativ verbannt und unterlagen nicht den harten Gefängnismaßregeln, und man behandelte uns etwas glimpflicher, denn andere Verbrecher.

Nach dem Frühstück konnten wir wieder liegen, sitzen, uns unterhalten und Gottes Wort lesen, was wir auch reichlich taten. Nur singen erlaubte man uns nicht, um dadurch nicht die Aufmerksamkeit der Behörden und der schweren Verbrecher auf uns zu lenken.

Zu Mittag gab es abwechselnd Graupengrütze, Erbsen- und Krautsuppe, doch weder dem einen, noch dem andern dieser Gerichte konnten wir Geschmack abgewinnen. Außerdem ließ auch die Reinlichkeit viel zu wünschen übrig. Es hieß wohl, die Suppen hätten Fleisch gesehen, doch von demselben sahen wir kaum eine Spur; wohl aber Knochen, Stücke von Därmen, selbst Ochsenaugen jagten durcheinander, wenn nach Fleisch gesucht wurde.

Abends gab es wieder Teewasser und damit war die Verpflegung des Tages beendet. Das einzige Gute dabei war, das gut gebackene Roggenschrotbrot.

So verging ein Tag nach dem andern in monotoner Weise. Wir konnten in Wirklichkeit sagen: „es ward Morgen und Abend, der erste, der zweite Tag", bis derer sechs lange Tage wurden und noch immer mußten wir sitzen und warten. Warum? und wie lange? fragten wir uns zuletzt kleinlaut. Wir konnten über Zweck und Ziel nichts erfahren. Unsre Gefängniswärter schienen anfänglich gar kein Gefühl mit uns zu haben. Auf unser Befragen, antworteten sie einfach: „nie snaju„ — ich weiß es nicht.

Forts. folgt.

Aus der Werkstatt.

Über das Gemeindeleben der Hauptstadt des früheren Zarenreiches, Petersburg, gehen uns durch Br. Arndt, der jetzt in Deutschland weilt, einige Nachrichten zu. Er schreibt: Diese Tage erhielt ich nach langer Zeit die erste Nachricht aus meiner früheren Gemeinde in Petersburg. Ich vermute, daß es unsere Geschwister interessieren wird, etwas von dort zu hören. Darum gebe ich hier das Schreiben der Hauptsache nach wieder: Br. A Koesche, der Schwiegersohn des Br. S. Rumminger, schreibt vom 11. Juli 1920:

Unser teurer Br. Arndt!

Der direkte Postverkehr ist seit einiger Zeit mit Deutschland wieder hergestellt, und so hoffen wir, daß diese Zeilen in Deinen Besitz gelangen, und Dich bei bestem Wohlsein erreichen.

Leider sind die Mitteilungen, die wir Euch machen müssen, nicht erfreulicher Art, doch können wir uns trösten, in der festen Zuversicht, daß **uns alles zum Besten dienen muß.**

Deine Schwägerin, Joh. Pladek, die fr. Zt. durch Krankheit verhindert war mit ihrer Mutter zu reisen, ließ diesen Winter nichts unversucht, und erlangte endlich die nötige Ausreise-Erlaubnis, um Petersburg zu verlassen. — Sie wollte unbedingt zu ihrer alten Mutter. Am 7. März reiste sie zusammen mit Frl. S. und deren Mutter ab. Bis Witebsk ging die Reise sehr gut, doch gleich auf der Weiterreise wurde sie verhaftet, da man sie verdächtigte, daß sie beabsichtigte, die Grenze ohne diesbezügliche Erlaubnis zu überschreiten. — Sie kam in Untersuchungshaft, wo sie am Flecktyphus erkrankte; erst nach 6 Wochen kam sie zum Verhör, worüber sie dem Unterzeichneten am 28. Mai a. c. schrieb.

Die nächste Nachricht erhielten wir am 3. ds. von Frl. S. aus Kaluga: Deine Schwägerin war also im Hospital in Wjasma liegen geblieben und von da kam sie nach Kaluga, wo sie sehr krank war.— Vorgestern erhielten wir nun ein Telegramm mit der erschütternden Nachricht, daß sie (am 9. Juli) gestorben ist an Unterleibstyphus und Lungenentzündung. Nach 9 Tagen erhielt ich einen zweiten Brief, aus dem ich dem Sinne nach die Hauptsache wiedergebe, aus dem auch deutlicher zu ersehen ist, was die lieben dort durchmachen mußten, und was sie unter den denkbar schwierigen Verhältnissen zur Flucht veranlaßte.

Br. K. berichtet von sich, wie er zum Wohl seiner Familie manches unternahm, um sie nach Deutschland hinüberzuretten, zog sich dabei aber so schwere Erschütterungen seiner Gesundheit zu, daß er sich für 3 Monate legen mußte und niemand an sein Aufkommen glaubte.

Nun, Gott sei es gedankt, und der aufopfernden selbstverleugnenden Pflege seiner Frau und Mutter, daß er am Leben blieb. — So mancher von den Gliedern der Gemeinde ist in den letzten 2 Jahren heimgegangen; im Totenbuche heißt es kurz „Unterernährung." Doch wir wissen alle, was damit verbunden ist. Folgende Namen sind genannt: Gustav Wieß, Schw. Tomberg, Schw. Tarassow, Hulda Rumminger, Dora Lambert, Olga Nikolaewa, Br

E. Pahlke und O. Pahlke, Minna Jonson, Johanna Pladek. — Schw. Ludwig Rumminger lag den ganzen Winter zu Bett schwer krank. Jetzt geht es ihr etwas besser. Br. Rumminger ist sehr gealtert und zum Greise geworden. Alle haben mit dem Hunger zu kämpfen.

Die Versammlung und die ganze Gemeinde ist durch die Todesstille und Flucht vieler Mitglieder sehr zusammengeschmolzen. Da Sonntags die Trams nicht gingen, war der Besuch nur klein. Die lettische Gemeinde versammelt sich auch in unserem Saal. Br. Prochanow ist sehr tätig, auf seine Initiative haben sich die russ. Baptisten und ev. Christen vereinigt. Die Buchhandlung „Raduga" ist verstaatlicht.— Unser Gemeindehaus ist uns bis jetzt noch erhalten geblieben, es bringt aber nichts ein, als dem Br. Schmidt viel Scherereи mit den Einwohnern."

Einen herzlichen Gruß an alle Brüder und Schwestern drüben.

Wir fühlen tief mit unseren lieben Geschwistern mit, die hüben und drüben durch den furchtbaren Krieg noch immer viel zu leiden haben. Wir verstehen unsere Geschwister, da uns gemeinsame Leiden verbinden, die wir schon durchgemacht haben und noch durchmachen müssen — Durch gegenseitige Fürbitte wollen wir uns aber fest zusammenschließen, füreinander vor Gott einstehen und durch Geduld laufen in dem Kampf, der uns verordnet ist. Ebr. 12, 1.

* * *

Amtliche Erziehung zur Höflichkeit. Als die amerikanische Flotte vor rund 10 Jahren in den Häfen Japans erwartet wurde, ließ der Gouverneur von Kanogawa, einer Stadt an der Bucht von Tokio, folgenden Erlaß den Bewohnern bekannt machen: „Müßiggänger sollen sich nicht um die Fremden scharen. Kaufleute dürfen von ihnen nicht übertriebene Preise fordern. Es ist nicht erlaubt, mit Steinen nach den Hunden zu werfen, die die Ausländer begleiten; die Fremden sind mit Höflichkeit und Herzlichkeit zu behandeln. Wenn sie in ein Amtszimmer treten, muß ihnen ein Stuhl angeboten werden; auch ist nicht zu verlangen, daß sie den Hut abnehmen. Über ihre Kleidung und ihre Religion und ihre Gebräuche dürfen keine spöttischen Bemerkungen gemacht werden, noch weniger dürfen ihnen rohe oder beleidigende Worte zugerufen werden. Ihnen neugierig ins Gesicht zu sehen oder sie unverschämt anzustarren, ist nicht erlaubt. Niemand darf das Haus eines Ausländers mit schmutzigen Stiefeln betreten. Fremde Missionare hat man ebenso zu respektieren wie die japanischen Priester. Wenn die Ausländer ihre Spiele treiben oder spazieren gehen, dürfen ihnen nicht Scherben, Knüttel oder Steine in den Weg geworfen werden. In den Eisenbahnwagen oder den Schiffen, in denen Fremde mit euch reisen, ist es verboten, auf den Boden zu spucken, Obstschalen oder Zigarrenreste hinzuwerfen. Es ist untersagt, nach einer ausländischen Dame mit dem Finger zu zeigen, sie durch übermütige Redensarten zu belästigen oder gar ohne Grund nach dem Alter zu fragen. Wenn ihr mit einem Ausländer geht, haltet euch einen Schritt von ihm entfernt, und wenn er die Uhr herauszieht, so merkt, daß er noch andere Besorgungen zu machen hat." Die Japaner gelten im allgemeinen als ein höfliches Volk; es scheint aber doch, daß Erziehung und amtliche Vorschriften mehr dazu getan haben als natürliche Anlagen. In unserer Zeit widerlichster Völkerverhetzung könnten manche Nationen, die die „Kultur" in Erbpacht zu haben glauben, von der „gelben Gefahr" etwas lernen.

* * *

Zu den Zeichen der letzten Zeit gehören nach den Worten Jesu u. a. auch „Erdbeben hin und wieder." Matth. 24, 7. In der letzten Zeit hat der Herr auch auf diese Weise in allem Ernste geredet. In Italien fanden eine Reihe von heftigen Erderschütterungen statt.

Wie „Daily Cronicle" meldet, beträgt die Zahl der bei dem am 7. September früh stattgefundenen Erdbeben in Toscana Getöteten 400. Ungefähr 1000 Personen wurden verletzt. Der Schaden beträgt mehrere Millionen. 25,000 Personen sind obdachlos. Die Schweizer Blätter melden von der italienischen Erdbeben-Katastrophe, daß die Zahl der Opfer weit über 1000 betrage und daß bisher schon allein 350 Tote aus den Trümmern geborgen wurden. Es sind insgesamt 14 Dörfer und über 30 Ortschaften mehr oder minder beschädigt worden. — Der König hat sich nach den Stätten begeben, die von Erdbeben heimgesucht worden sind.

Wir aber wollen die Augen vor dem Ernste der Zeit nicht verschließen, sondern hören, wenn der Allmächtige redet, und tun, was er gebietet.

* * *

Nach der Lehre Pauli an die Thessalonicher (II. c. 2, 3.) kommt Christus nicht, „es sei denn, daß zuvor der Abfall komme..."

Es wird in der letzten Zeit ein gewaltiger Kampf gegen das Christentum überhaupt ausbrechen, es wird sich eine Verfolgung über die wahren Anbeter und Anhänger Jesu erheben; es werden die Glieder Christi gehasset und verfolget werden **von allen Völkern der Erde,** Matth. 24, 10, gleich wie man mit dem Haupte Jesus Christus getan. Viele Lauen, Gleichgültigen, Halben und Unentschiedenen werden diesen Stürmen nicht gewachsen sein, werden abfallen und sich ganz offen gegen das Christentum erklären und den Kampf mit dem Christentum aufnehmen. So berichtete dieser Tage „Die Presse" über einen großen „Verlust der evangelischen Kirche in Berlin und Brandenburg. Es konnte nicht ausbleiben, daß der wilde Ansturm gegen Kirche und Christentum im verflossenen Jahr in Berlin besonders hohe Austrittsziffern gezeitigt hat. Die Gesamtzahl der Austritte aus der Kirche beträgt in Berlin selbst 41,438 und im Regierungsbezirk Potsdam, dem die großen Vorortgemeinden mit weiteren 2 Millionen Berliner Einwohnern angehören, 37,914."

So sieht es in der lutherischen Kirche zu Berlin aus. Das sind gewiß nur erst die Anfänge von noch weiteren Austritten und noch größeren Ereignissen, die nicht ausbleiben werden.

Wer darum in den schrecklichen Zeiten, die noch kommen werden, feststehen will, der muß es mit dem Wachsen in Christo und dem Bleiben bei Christo ernst und genau nehmen. Denn, nur wer beharret bis an's Ende, der wird selig werden.

* * *

Hundert Menschen verbrannt. Die große Feuersbrunst in Saratow hat 100 Menschenopfer gefordert. 25,000 Menschen sind ohne Obdach geblieben. Das Feuer wütete 9 Stunden, wobei die große Trockenheit und der starke Wind der Verbreitung Vorschub leisteten.

Diese Zeitungsnotiz wird gewiß diejenigen unserer Leser sehr interessieren, die während der Kriegszeit nach Saratow ausgesiedelt worden waren.

Es ist doch wahr:

„Die Herrlichkeit der Erde
Muß Staub und Asche werden,
Und nichts bleibt ewig stehen."

Familientisch.

Heimatlos.

(Viele Aussiedler haben in der Zeit ihrer Verbannung in Rußland entdeckt, daß sie eine poetische Gabe besitzen, die nicht verborgen bleiben konnte. Es enstanden darum viele Gedichte und Lieder, darin alles Ach und Weh zum Ausdruck gebracht wurde. Mit der Veröffentlichung nachstehender Zeilen entsprechen wir dem Wunsche eines Kriegspoeten, indem wir eins von vielen folgen lassen. Die Schriftl.)

(Mel. Macht euch auf, die Morgensonne.)

Sind verjagt in fremde Gegend
Aus der Heimat traut und hold;
Hab und Gut ist dort geblieben.
Hat denn dieses Gott gewollt?
Sind verjagt aus unsrer Heimat,
Tränen trüben unsern Blick.
Schaun mit Sehnsucht nach der Heimat:
Kommen wir nie mehr zurück?
Hier hab' ich nicht Vater, Mutter,
Nicht den Trost der Freunde mein'.
Wird der Krieg noch lange dauern?
Kehr ich nicht bald wieder heim?
Unser Land liegt dort verwüstet,
Haus und Hof ist längst verbrannt.
Und wir irren hier und trauern
In dem fremden kalten Land.
Ach! wie mancher dachte hoffend,
Als er aus der Heimat ging,
Daß er wohl nach kurzer Wandrung
Seine Heimat wiederfind'.
Doch wie groß war die Enttäuschung:
Ehe jemand es gedacht,
Wurde er im fremden Lande
Von dem Tod hinweggerafft.
Und ihn deckt nun fremde Erde,
Wird von keinen tot beweint.
Doch getrost! in jener Heimat,
Bei dem Herrn, werd't ihr vereint.
Väter, Gatten sind verblutet
Für den heimatlichen Herd.
Viele arme Weisen irren
Ohne Heimat hier umher.
Manche alte Mutter hinket
An dem Stabe hier herum.
Ihre letzte Stütze lieget
Für die Heimat starr und stumm.
Viele arme Witwen irren
In der fremden Welt umher.
Ihr Versorger ist gefallen,
Kehrt zu ihnen nimmermehr!
Manche Braut, die sah glückstrahlend,
Ihrer Zukunft holdes Glück,
Doch nun sitzt sie hier verzagend:
Der sie liebt, kehrt nie zurück!
Mancher Fremdling frägt voll Mitleid:
„Du bist wohl auch heimatlos?"
Traurig lautet meine Antwort:
„Ja, ach! unsre Schar ist groß."
„Wird der Krieg denn ewig dauern?
Find'st du keine Heimat mehr?" —
Und ich sage ihm mit Zaudern:
„Unsre Zukunft kennt der Herr."
Da ruft mir aus meinem Innern
Leise eine Stimme zu:
„Pilger, aus der trauten Heimat,
Hier ist für dich keine Ruh.
Willst du eine Heimat haben,
Such in dieser Welt sie nicht.
Eine Heimat find'st du droben
Bei dem Herrn im ew'gen Licht."

R. Pladek.

Wie fängt man den Wolf?

Mit dieser Frage beschäftigten sich zwei deutsche Kolonisten im Saratower Kreise, in Rußland. Nachdem sie ihre Beratungen darüber beendet hatten, schritten sie rüstig zur Ausführung ihres Planes: vor allem besorgten sie ein gutes Falleisen (das zur Winterszeit gebraucht wird), damit gingen sie in den Wald, welcher ihr Dorf von zwei Seiten umgab. Dort angekommen, begannen sie nach einer Spur zu suchen, auf welcher der Wolf des öfteren wechselte. Bald war eine solche gefunden, der Schnee wurde weggescharrt, das Eisen, das mit Mühe geöffnet wurde, aufgestellt; dann deckten sie dasselbe sorgfältig wieder mit Schnee zu, und verscharrten mit den dazu mitgebrachten Reisern, ihre eigene Spur. Alles Verdächtige räumten sie damit aus dem Wege. Ihrer Meinung nach war jetzt alles getan und ein guter Fang sicher. Die Freunde begaben sich auf den Heimweg. Unterwegs berieten sie, wie das Fell am

besten zu verkaufen wäre, und entschlossen sich, dasselbe dem Tatar zu verkaufen, welcher wohl den besten Preis dafür zahlen wird. Darüber brach die Nacht herein; lang sind die Winternächte, doch diesmal schien sie den Freunden besonders lang zu sein. Kaum begann es zu tagen, als sich die beiden Freunde, voller Erwartung, auf den Weg machten. Da, eine frische Spur! Sie gingen weiter. Plötzlich bemerkten sie zu ihrer großen Enttäuschung, der Wolf war im großen Bogen um das Eisen gegangen und betrat weiter denselben Weg. Na, kuck mal do! Wie geht doch das zu? Während jener bekannte Jäger, einen nach den andern fängt, gelingt es uns nicht einmal bei Einem. Betrübt, beschlossen sie den Jäger um seine Meinung zu befragen. Sie begaben sich auf den Weg. Nachdem sie dort angekommen, ihre Sache vorgebracht hatten, wurden sie erst tüchtig ausgelacht. Was meint ihr, gab ihnen der Jäger zur Antwort, der Wolf hat doch nicht nur gute Augen, sondern auch eine gute Spürnase, vermittels welcher er das Eisen vom Weiten riecht. Bevor ich ein Eisen aufstelle, reibe ich es gut mit Wermut ein, um so auf diese Weise den Eisengeruch zu vertilgen. Erfreut über diesen Rat, beschlossen die Freunde denselben zu befolgen. Halt, noch eins. An derselben Stelle, bemüht euch nichts mehr zu tun, sagte ihnen der Jäger, denn dieselbe ist dem Wolf schon verdächtig. Mit den besten Vosätzen zogen die Fremden ab.

Trotz verschiedener Arten von Wölfen, welche gefangen werden können, gibt es noch eine Art Wölfe, von welchen der Herr Jesus in Matth. 10, 16 schreibt; da empfiehlt der Herr beim Fang derselben die größte List d. h. mit Schlangenlist vorzugehen, doch auch gleichzeitig das Gebot: seid ohne Falsch wie die Tauben. Daß die Jünger das befolgten, davon liefert uns der Apostel Paulus einen klaren Beweis in 2 Kor. 12, 16.

Wie früher, so sollen sich auch heute die Kinder Gottes der besten Mittel bedienen, um Menschen für den Herrn zu gewinnen. Ein erfolgreiches Mittel ist uns in Matth. 5, 16 angegeben. Wer darnach handelt, wird erfahren, daß die Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.

Einladung.

In der Hoffnung, daß der Herr es uns gelingen läßt, wollen wir unsere Vereinigungs-Konferenz vom **31. Okt. bis 2. Nov.** in Zd.-Wola abhalten. Wir laden alle Gemeinden unserer Vereinigung, zur regen Beteiligung ein und bitten, ihre Anträge, Gesuche und Wünsche, an die Konferenz, umgehend an den Unterzeichneten einzusenden. Die Zahl der Abgeordneten und Gäste aber nach Zdunska-Wola zu melden.

Da wir den Sonntag mit der Konferenz-Gemeinde feiern wollen, ist es erwünscht, daß alle Abgeordneten, besonders aber alle Prediger, schon am Sonnabend den 30. Oktober eintreffen.

Mit der Bitte, um Fürbitte, für das Gelingen der Konferenz, sendet die herzlichsten Grüße, das Vereinigungs-Komitee J. A. Otto Lenz, **Lodz,** Nawrotstr. 27.

Die **Jugend-Vereinigung** wird ihre diesjährige Konferenz mit der Vereinigungs-Konferenz in Zdunska-Wola verbinden. Alle Wünsche und Anträge sind umgehend an meine Adresse zu senden. Die Zahl der Abgeordneten aber, nach Zdunska-Wola mitzuteilen.

In der Hoffnung, daß der Herr Gnade und Gelingen gibt, sende an alle Vereine den innigsten Jugendgruß, Euer E. R. Wenske, Tomaschewo, **Poczta Rypin,** Gm. Wąpielsk.

Bezugnehmend auf obige Einladung, erklärt sich die Gemeinde Zdunska-Wola bereit, die lieben Abgeordneten und Gäste, der Vereinigungs- und Jugend-Konferenz, bei sich aufzunehmen und ladet herzlich zu sich ein.
Die Anmeldungen sind, so bald als möglich, an den Unterzeichneten zu senden, auch ist die Zeit der Ankunft anzugeben.

In der Erwartung, daß der Herr, des wir sind und dem wir dienen, uns durch die Konferenz reichlich segnen wird, sehen der Anmeldung entgegen.

Joseph Seidel, Zdunska-Wola, Zlota 422.

Quittungen.

Für den „Hausfreund" erhalten: J. Eichhorst Mk. 345.—, R. Malezki 50.—, Gem. Zd.-Wola: D. Gottschling 30.—, J. Mühl 40.—, M. Protz 38.—, R. Schulz 50.—, A. Borhard 50.—, G. Wilde 40.—, A. Fuchs 38.—, R. Welk 50.—, O. Krause 20.—, G. Gottschling 20.—, A. Fuchs 100.—, E. Kling 20.—, H. Riemer 20.—, K. Schmidtke 100.—, W. Schulz 30.—, E. Wilde 15.—, E. Seidel 50.—, E. Krause 100.—, G. Nitschke 20.—, M. Riemer 20.—, K. Borhard 50.—, G. Trepke 15.—, R. Schulz 20.—.

Dankend grüßt freundlichst

Die Schriftleitung.

Verlag von B. Götze in Lodz. — Druck des Verlagshauses „Kompaß", Lodz, Nawrotst. 26.